

(Nachdruck verboten.)

19] Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Was dort vorging, war allerdings sehr bezeichnend. Léon erzählte öfters, der Notar sei heute recht unwohl gewesen und wiederholte auf die Frage von Boulnois oder Fauchon, was ihm Celanie berichtet hatte; danach war er wählerisch mit dem Essen geworden und fand alles schlecht; er übergab sich oft fünf oder sechsmal in einer Nacht, und das war sehr lästig für Madame, da sie dann gar nicht schlafen konnte, denn sie pflegte ihn ganz allein, obwohl er stets die übelste Laune zeigte.

Die Gehilfen kannten übrigens diese Laune selbst am allerbesten, da sie sie zuerst auszustehen hatten, und La Baupalière mehr noch als die andern, denn er wurde jeden Augenblick und wegen der geringfügigsten Umstände angefahren.

Eines Tages, als er mit Courteheuse arbeitete, wurde dieser von einem Anfall der heftigsten Schmerzen unterbrochen, das Gesicht war krampfhaft verzerrt:

„Wollen Sie, daß wir die Fortsetzung auf später verschieben?“ fragte der Sekretär.

„Warum schlagen Sie mir das vor?“ antwortete Courteheuse in bissigem Tone, „was bekümmern Sie sich darum?“

„Sie scheinen leidend.“

„Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen. Ich bin sicher, daß Sie niemals krank gewesen sind.“

„Entschuldigen Sie, ich war in der letzten Zeit sehr leidend.“

„Ei, Ei!“ sagte der Notar mit einer Befriedigung, die er sich gar nicht zu verbergen die Mühe gab; haben Sie Medizin eingenommen?“

Die Gelegenheit war zu günstig, um sie nicht zu ergreifen.

„Ja, Baumessige bittere Tropfen.“

„Haben sie Ihnen gut getan?“

„Gar nicht, ich habe sie aufgegeben, obgleich Turlure sie mir als ausgezeichnetes Mittel empfahl.“

„Die Ärzte und Apotheker sind Esel: ihre Mittel bringen die Leute eher um, als sie sie kurieren; ich müßte es machen wie Sie, und den meiningen entsagen.“

„Warum entschließen Sie sich nicht dazu?“

Die Tage verstrichen; endlich als La Baupalière eines Abends die weißen Blätter, die er am Morgen in seinem Pulke vorgefunden hatte, lesbar machte, fand er unten am Briefe, der mit exaltierter Leidenschaft geschrieben war, folgendes Postskriptum:

„Ich denke, Du wirst wissen, daß für nächsten Donnerstag ein Inventar aufzunehmen ist; wenn Boulnois weggegangen sein wird, schicke Léon einen Gang, wie ich auch mit Celanie thun werde; wir müssen uns sprechen; Du wirst es Dir niemals vorstellen, seit wie langer Zeit schon, mit welcher Glut und mit welcher Angst ich diesen Augenblick ersehne.“

XXI.

Die Abwesenheit des Keinen Schreibers und der Köchin, verbunden mit der von Courteheuse und Fauchon, gab ihnen eine Stunde vollkommene Freiheit.

Nachdem Boulnois weggegangen war, berriegelte La Baupalière die Thür des Bureaus und stürzte nach dem Salon, wo er Hortense vorfand, die ihrerseits die Thüren nach dem Garten und der Küche verschlossen hatte.

„Endlich!“

Er öffnete die Arme, aber nach der ersten Umarmung machte sie sich frei.

„Wir haben ernste Dinge zu besprechen,“ sagte sie.

Dieser Empfang glich so wenig denjenigen, an die sie ihn gewöhnt hatte, daß er sie sprachlos anblickte.

„Komm hierher,“ sagte sie, indem sie ihn an der Hand faßte und neben sich niedersehen ließ.

„Was hast Du?“ frug er ängstlich.

„Unser Leben wird sich entscheiden: die Stunde ist feierlich, es ist die ernsteste, die uns, seitdem wir uns lieben, geschlagen hat, verlieren wir keine Minute derselben.“

„Deine Briefe ließen mich nicht voraussehen . . .“

Sie schnitt ihm das Wort ab:

„Meine Briefe konnten nur von meiner Liebe sprechen. Ich hoffe, daß sie Dir gezeigt haben, daß ich ohne Dich nicht leben kann, sowie ich durch die Deinigen gefühlt habe, daß Du nicht ohne mich leben kannst.“

„Sind wir bedroht?“

„Wir sind es, mein Mann ist eifersüchtig auf Dich und will Dir kündigen.“

„Eifersüchtig auf mich!“

„Du vermutetest nichts davon?“

„Ich fand ihn noch brutaler, ungerechter als gewöhnlich; aber ich beunruhigte mich nicht sonderlich darüber, da ich alles von ihm ertragen muß.“

„Wie diese Eifersucht entstanden ist, ich weiß es nicht. Ohne Zweifel wurde sie durch Schwägerereien, vielleicht von Boulnois, hervorgerufen. Kurz, sie ist da und ist für uns gefährlich. Das erste Mal zeigte sie sich, als ich mehrmals am Bureau vorüberschritt, um Dich zu benachrichtigen, daß unser Stellbuchein unmöglich sei; er machte mir einen Auftritt und beschuldigte mich, mich Deinetwegen dort herumzutreiben. Ein zweiter schrecklicher Auftritt fand nach dem Waldspaziergang statt und endlich der dritte, als Du mit ihm über sein Leiden gesprochen hattest. Er glaubte, Du habest Dich über ihn lustig gemacht und wolltest wissen, wie lange er noch zu leben habe. Du siehst: er ist nicht so dumm, er hat zwar das richtige nicht ganz getroffen, ist aber doch nicht weit davon.“

„Ich spottete keineswegs über ihn.“

„Du fühltest ihm einfach auf den Zahn. An jenem Tage hatte er beschlossen, Dich fortzuschicken, und das würde sicher bereits geschehen sein, wenn ich nicht, um es zu verhindern, Dich schier unumgänglich notwendig gemacht hätte.“

„Wieso?“

„Indem ich meine Krankheit verschlimmerte. Nur wenn er sich zur Arbeit nicht unfähig fühlt, kann er Dich entbehren und Dich durch einen neuen Schreiber, der weder die laufenden Geschäfte noch die Kundschaft kennen wird, ersetzen. Er wartet also, bis es ihm besser geht.“

„Und dann?“

„Es wird ihm nicht besser gehen.“

Er blickte sie bestürzt, schauernd an; ohne die Wände niederzuschlagen, fuhr sie mit fester Stimme fort:

„Du wirst zugeben, daß wir nicht ohne einander leben können; ich würde ohne Dich hoffnungslos zu Grunde gehen; was würde aus Dir ohne mich werden? An dem Tage, an welchem er sich entschließt, uns zu trennen, ist er verurteilt. Er oder wir! Ist sein Leben kostbarer als das unsrige? Unser Selbstmord oder sein Tod!“

„Sag' das nicht! Es giebt selbst Worte, die man nicht aussprechen darf!“

„Ich würde Dir nichts davon gesagt haben, wenn ich nicht ge glaubt hätte, daß Du mir grollen würdest, wenn ich Dich die Gefühle der Mitschuld nicht mit mir teilen ließe. Waren wir jemals mehr vereint, als in diesem Augenblick. Giebt es noch ein festeres Band?“

Sie schlang ihre Arme um seine Schultern und drückte ihn zitternd an sich.

Als er starr blieb, ließ sie ihn frei und sagte:

„Du sagst ja gar nichts?“

„Ich bin vor Entsetzen stumm.“

„Wer ist schuld? Habe ich nicht alles versucht, um nicht dies thun zu müssen? Da er nicht die drei oder vier Stunden schlafen will, die wir nötig haben, so mag er für immer schlafen. Erinnerst Du Dich des Tages, als ich glaubte, ihm eine doppelte Dosis Sulfonal gegeben zu haben?“

„Ob ich mich daran erinnere!“

„Erinnerst Du Dich noch als Du sagtest: „Meiner Trennung, um so besser?“ Da liebest Du doch seinen Tod gelten.“

„Durch einen Unfall, durch Zufall, unabhängig von Deinem Willen, ja. Weißt Du denn, daß nichts leichter ist, als eine Arsenikvergiftung zu erkennen?“

„Vielleicht, wenn man die Leute beargwöhnt. Wer würde es aber wagen, uns zu verbächtigen?“

„Führt diese plötzliche Krankheit nicht gerade zu einem Verdacht? Ein Mann seines Alters erliegt nicht, ohne daß man nach der Ursache seines Todes sucht.“

„Er wird an der Krankheit sterben, über welche er sich schon mehrere Monate beklagt und über die er sich noch eine gewisse Zeit beklagen wird; die Krankheit und der Tod werden doch nicht lähe sein.“

„Auf alle Fälle werden sie seltsam erscheinen.“

„Das müssen sie gerade. Sei versichert, daß ich weder Dich noch mich selbst in eine Katastrophe hineinziehen will. Alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, alle meine Kombinationen sind genau abgewogen; ich arbeite an unserm Glück.“

„Du bildest Dir ein, Du hättest nichts vom Gerichte zu befürchten; gut, kannst Du aber glauben, daß es sich ebenso mit Deinem Gewissen, Deinem Beichtvater verhält? . . .“

Lachend schnitt sie ihm das Wort ab:

„Aber mein Beichtvater ist ja taub! Du glaubst, wenn er es nicht wäre, würde ich ihn, seit wir uns lieben, behalten haben? Wenn ich an heikle Punkte komme, so brauche ich nur leise zu sprechen, und er richtet die rührendsten Fragen an mich, ohne recht zu wissen, mit was ich gelehrt habe.“

„Zu was ist dann das Beichten gut?“

„Kann ich eine angenommene Gewohnheit abbrechen? Siebt es heutzutage eine rechthaffene Frau, die nicht beichtet? Das ist gerade, als wenn Du mich frügst, warum ich keine Tournüre trage, wenn die engen Kleider Mode sind.“

„Du erfüllst mich mit Entsetzen.“

„Wenn ich Dir aber beweise, daß wir von niemand etwas zu fürchten haben?“

„Wenn ich sehe, wohin es mit Dir gekommen ist!“

„Bemerkst Du heute erst, daß ich vor nichts zurückschrecken werde, um unser Glück zu sichern? Habe ich es Dir niemals gesagt?“

„Sagen und thun sind zweierlei.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Familie.)

Von Guy de Maupassant.

Ich wollte meinen alten Freund Simon Radevin besuchen, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen.

Früher war er mein bester Freund, ein Busenfreund, einer mit dem man lange Abende ruhig und heiter zusammensitzt, dem man die intimsten Herzensdinge anvertraut, für den man in leisem Gespräch wunderbare zarte, feine Ideen findet, die solche Seelenfreundschaft erzeugt, weil sie den Geist anregt und schärft.

Jahrelang hatten wir uns laim verlassen, wir hatten zusammen gelebt, Reisen gemacht, gedacht, geträumt, wir liebten dieselben Dinge, mit derselben Liebe, wir bewunderten die gleichen Bücher, begeisterten uns für dieselben Kunstwerke, schauerten bei den gleichen Erregungen zusammen, und hatten oft über das Gleiche gelacht, so daß wir uns verstanden, wenn wir nur einen Blick wechselten.

Dann hatte er sich verheiratet. Er hatte plötzlich ein Mädchen aus der Provinz zur Frau genommen, die nach Paris gekommen war, um einen Mann zu suchen. Wie war es nur möglich gewesen, daß dieses kleine sadblonde, magere Geschöpf mit ihren wasserhellen, geistlosen Augen, mit ihrer derben, dumpfen Stimme, diesen zartbehaarten klugen Menschen mit ihren einfältigen Händen hatte einfangen können! Kann man so etwas verstehen! Er hatte wahrscheinlich von Glück geträumt, von einem stillen, süßen, dauernden Glück in den Armen einer zärtlichen, treuen, guten Frau, und alles das hatte er wohl im durchsichtigen Blick dieses kleinen Geschöpfes mit dem bleichen Haar zu lesen vermeint.

Er hatte nicht daran gedacht, daß ein thätiger, lebhafter, nervöser Mensch alles satt bekommt, sobald er einmal die platte Wirklichkeit der Dinge erfasst hat, er müßte denn allmählich so verdummen, daß er gar nichts mehr kapiert.

Wie würde ich ihn wiederfinden? Immer noch so lebhaft, geistreich, fröhlich, enthusiastisch oder eingeschlüfert durch das Leben in der Provinz? Der Mensch kann sich in fünfzehn Jahren sehr sehr verändern. —

Auf einem kleinen Bahnhof hielt der Zug. Als ich ausstieg, stürzte ein dicker, sehr dicker Mann mit roten Wangen und dickem Banst auf mich zu, öffnete beide Arme und rief:

„Georg!“

Ich umarmte ihn, aber erkannt hätte ich ihn nicht, und ich sagte ganz erschrocken:

„Donnerwetter! Bist Du aber dick geworden!“

Er antwortete lachend:

„Ja, was denkst Du denn bei dem guten Leben, bei gutem Essen und regelmäßigem Schlaf! Essen und Schlafen, das ist mein Lebensinhalt.“

Ich betrachtete ihn und suchte in diesem fetten Gesicht die einst geliebten Züge. Nur sein Auge war dasselbe geblieben, aber ich fand in ihm nicht den Blick wieder von früher, und sagte mir: wenn es wahr ist, daß das Auge der Spiegel der Seele ist, so ist die Seele in dieser Brust da nicht mehr dieselbe wie früher, nicht mehr die, in der ich zu lesen verstand.

Aber sein Auge leuchtete doch voll Freude und Freundschaft. Nur die klare Intelligenz, die so viel wie Worte redet vom Werte eines Menschen, lag nicht mehr darin.

Plötzlich sagte Simon zu mir:

„Das sind meine beiden Aeltesten.“

Ein Badsich von vierzehn Jahren, fast Jungfrau, und ein Junge von dreizehn Jahren mit der Schülernäse, näherten sich mir verlegen und kindisch.

Ich fragte:

„Sind das Deine?“

Er antwortete lachend:

„Nu ja.“

„Wieviel hast Du dem?“

„Fünf. Drei sind noch zu Haus.“

Er hatte das mit stolzer Miene gesagt, zufrieden, beinahe triumphierend, und mich ergriff ein tiefes Mitleid, mit einer Art von Verachtung gepaart.

Wir stiegen in einen Wagen, den er selbst kutscherte, und es ging durch die Stadt, eine traurige, verschlafene Stadt, auf deren Straßen sich nichts regte als ein paar Hunde und zwei oder drei Dienstmädchen.

Ab und zu zog ein Krämer unter seiner Thüre den Hut. Simon grüßte und nannte mir den Namen des Mannes, wahrscheinlich um zu beweisen, daß er alle Einwohner bei Namen kennt.

Wir waren schnell durch die Stadt gekommen, und der Wagen lenkte in einen Garten, der gern hätte Park sein mögen, und hielt dann vor einem Haus mit Türnchen, dem man es ansah, daß es sich auf das Schloß ausspielen wollte.

„Da ist mein Van,“ sagte Simon, um ein Kompliment zu hören. Ich antwortete:

„Das ist ja wunderhübsch.“

Auf der Veranda erschien eine Dame, die sich schon in Toilette geworfen für den Gast, in Frisur für den Gast, mit Redensarten eigens versehen — für den Gast. Das war nicht mehr das blonde fade Mädchen, das ich vor fünfzehn Jahren in der Kirche gesehen hatte, sondern eine dicke Dame mit Lösschen, eine jener Damen, von denen man nicht weiß, wie alt sie sind, die keinen Charakter haben, keine Eleganz, keinen Geist, nichts, was erst das Weib macht. Sie war eben eine Mutter, ein Fettklumpen, der für nichts Sinn hat, als für die Kinder und das Kochbuch.

Sie hieß mich willkommen und ich ging in den Vorsaal, wo der Größe nach drei Bürmer wie die Orgelpfeifen aufgestellt waren, gleich wie Feuerwehrlente zur Besichtigung vor dem Bürgermeister.

Ich sagte:

„Aha! Das sind die Anderen?“

Simon nannte strahlend ihre Namen:

„Johann, Sophie und Guntram.“

Die Thür zum Salon stand offen. Ich ging hinein und erblickte in einem Lehstuhl etwas Zitterndes, ein menschliches Wesen, einen alten gelähmten Mann.

Frau Radevin sprach:

„Das ist mein Großvater, er ist siebenundachtzig Jahre alt.“

Dann rief sie dem zitternden Greise ins Ohr:

„Papa! Das ist ein Freund von Simon!“

Der Ahnherr machte einen Versuch, mir Guten Morgen zu sagen und plärrte irgend etwas wie: quad, quad, indem er die Hand dabei bewegte. Ich antwortete:

„Sie sind zu liebenswürdig,“ und ließ mich in einen Stuhl fallen.

Simon war eben hereingekommen und meinte lachend:

„Ah, Du hast die Bekanntschaft vom lieben Papa gemacht? Der Alte ist unbezahlbar, er ist die größte Freude der Kinder, und ich sage Dir, lieber Freund, er ist, — ist, ist; nein der ist, daß man vor Lachen sterben muß bei jeder Mahlzeit. Du hast keine Ahnung, was der essen würde, wenn man ihn sich selbst überließe. Aber das wirst Du alles sehen, alles sehen. Er liebäugelt mit der Mehlspeise, als wäre sie ein junges Mädchen. So was Komisches giebt's nicht wieder. Na, Du wirst's alles sehen.“

Dann brachte er mich auf mein Zimmer, damit ich mich etwas herrichten sollte, denn es sollte gleich zu Tisch gehen. Ich hörte auf der Treppe ein großes Getrippel und Getrappel und drehte mich um. Alle Kinder folgten im Gänsemarsch ihrem Vater, wahrscheinlich mir zu Ehren.

Mein Zimmer hatte die Aussicht hins Freie auf eine endlose, nackte Ebene, ein Meer von Gras, Gerste und Hafer ohne irgend welchen Baumwuchs dazwischen, ohne irgend eine Hügelreihe, ein ergreifendes und trauriges Bild des Lebens, das in diesem Hause gelebt ward.

Eine Glode klang. Es läutete zu Tisch. Ich ging hinunter.

Frau Radevin nahm mit feierlicher Miene meinen Arm, und wir gingen ins Eßzimmer. Ein Diener rollte den Stuhl des Alten, der, sobald er vor seinem Teller saß, einen gierigen und interessierten Blick auf die Tafel warf, indem er von einer Schüssel zur anderen mühevoll seinen zitternden Kopf wandte.

Da rieb sich Simon die Hände und sagte:

*) Mit Billigung der Verlagsbandlung entnommen: Guy de Maupassant, Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda, Berlin, F. Fontane u. Co., Band VII.

„Paß mal auf, jetzt wirst Du aber lachen.“
Und alle Kinder, die jetzt merkten, daß man mir den Großvater als Fresser vorführen wollte, fingen zu gleicher Zeit an zu lachen, während die Mutter nur lächelnd die Achseln zuckte.

Kadebin brüllte den Greis an, indem er seine Hände zum Sprachrohr an den Mund legte:

„Heut giebt es Milchreis mit Zucker.“

Das runzelige Gesicht des Ahnherrn erhellte sich, und er zitterte stärker von oben bis unten, um bemerklich zu machen, daß er verstanden hätte und zufrieden wäre.

Wir begannen zu essen.

„Jetzt sieh mal zu,“ flüsterte Simon. Der Großvater mochte die Suppe nicht und wollte keine essen, man zwang ihn dazu, der Gesundheit halber, und der Diener stopfte ihm mit Gewalt den vollen Löffel in den Mund, während der Alte blies, um die Bouillon nicht herunterzuschlucken zu müssen, so daß sie als Fontäne auf den Tisch und die Nachbarn spritzte.

Die Kinder wandten sich vor Freude, während der Vater äußerst zufrieden sagte:

„Ist der Alte nicht ulkig?“

Und während der ganzen Mahlzeit beschäftigte man sich nur mit ihm. Er verschlang die auf dem Tisch stehenden Schüsseln mit den Augen. Seine zitternde Hand versuchte sie zu fassen und heranzuziehen. Man stellte sie ihm beinahe in Reichnähe um sich an seinen verzweiflungsvollen Blicken zu weiden, wie an den verzweifelten Bemühungen seines ganzen Wesens, an seinen Blicken, an seinem Munde, an seiner Nase, die herumstumperte. Vor lauter Gier begeiferte er seine Serviette, gab unverständliche Töne von sich, und die ganze Familie freute sich über dieses scheußliche groteske Martyrium.

Dann legte man ihm auf seinen Teller ein ganz kleines Stück, das er mit fiebernder Gefräßigkeit herunterwürgte, um schnell mehr zu bekommen.

Als der Milchreis mit Zucker serviert ward, belam er beinahe einen Krampf, er stöhnte vor Begierde.

Guntram rief ihn zu:

„Du hast zu viel gegessen, Du darfst nichts mehr kriegen!“

Und man that so, als würde man ihm nichts mehr geben.

Da fing er an zu heulen, weinte und zitterte noch mehr als sonst, während alle Kinder lachten.

Endlich gab man ihm seinen Teil, ein ganz kleines bißchen, und nun gab er, während er den ersten Bissen aß, mit dem Munde einen lächerlichen, schmalzenden Ton von sich und bewegte dabei den Hals wie eine Ente, wenn sie ein zu großes Stück hinunter würgt.

Als er fertig war, rutschte er hin und her auf seinem Sitz, um noch mehr zu bekommen.

Das Mitleid packte mich angesichts der Qual dieses halb lächerlichen, halb bemitleidenswerten Tantalus und ich legte für ihn ein gutes Wort ein:

„Ach Gott, gib ihm doch noch ein bißchen Reis.“

Simon antwortete:

„Ne, ne, lieber Freund, wenn er zu viel äße bei seinem Alter, thut's ihm wirklich Schaden thun.“

Ich schwieg und dachte über das Wort nach. O Moral, o Logik, o Weisheit! Bei seinem Alter! Man versagte ihm also das einzige Vergnügen, das er noch kosten konnte, nur seiner Gesundheit wegen. Seine Gesundheit! Was sollte dieses träge zitternde Ueberbleibsel eines Menschen noch damit anfangen. Man schont ihn, wie man sagt, man verlängert sein Leben. Sein Leben! Wieviel Tage: zehn, zwanzig, fünfzig oder hundert? Wozu? Seinetwegen oder um ihn noch länger der Familie zu erhalten, damit sie sich noch länger an dem Anblick seiner ohnmächtigen Freggier weiden könnte?

Er hatte in diesem Leben nichts mehr zu suchen, nichts mehr, nur einen Wunsch besaß er noch, eine einzige Freude. Warum sollte man ihm diese letzte Freude nicht ganz erfüllen!

Nachher spielten wir lange Zeit Karten, und ich ging schließlich auf mein Zimmer, um mich schlafen zu legen. Ich war traurig, traurig, traurig.

Und ich setzte mich ans Fenster. Man hörte draußen nichts als Ieisen, weichen, süßen Vogelgesang von einem Baume irgendwo. Der Vogel sang wahrscheinlich so leise die Nacht hindurch, um sein Weibchen einzuschlafen, das auf den Eiern brütete.

Und ich dachte an die fünf Kinder meines armen Freundes, der jetzt wohl an der Seite seiner Frau oben schnarchte. —

kleines Feuilleton.

kg. Wie die deutschen Stämme einander beurteilen. Ein Beitrag zur Kenntnis der Spottlust des Volkes, aber auch zu seiner Charakterisierungsfähigkeit ist eine vom „Vär“ gemachte Zusammenstellung der Sprichwörter und Redensarten, die die deutschen Stämme für einander geprägt haben. Die bezeichnendsten Beispiele seien hier wiedergegeben. Die Preußen sind hell, sie haben aber zwei Magen und kein Herz. Ein preussisches Dorf macht sich immer über das andere lustig, und an Spottnamen ist kein Mangel. Die Königsberger heißen Glanznidels oder Sperlingschneider, die aus Fischhausen Bildträger (Zunstpfeifer) und Rödeprötischer (Müden- spritzer). Die Pommern gelten für oberflächlich. Ein einäugiger Pommern sieht mehr als drei Kasuben. Blunderköpfe heißen die Stamminer, während die Bewohner Gollnows sich mit dem Namen

Pomusselsköpfe (Dummköpfe) abfinden müssen. Jakobshagen wird auf Schafftopshagen gereimt, Grabowisch ist gleichbedeutend mit „unverschämt“. Die sandige Umgebung von Gollnow wird mit den Worten charakterisiert: „Wer bei Gollnow hundert Morgen Land hat, dem fliegen neunundneunzig in der Luft herum“. Aus der Provinz Posen wird besonders ein Hexamerer citirt, der die sieben schönsten Orte der Provinz — Meserich, Bomst, Protoschin, Zilelehne usw. — feiert. „In Polen ist nichts zu holen“, heißt es ferner. Die Schlesier sind Gelfresser, lautet ein Scherzwort, das an eine Sage anknüpft, derzufolge die Schlesier in alter Zeit eine Gelin für einen großen Hasen gehalten und verspeist haben. Auf den klassischen Boden der Gelegenheitspoesie weist das Sprichwort hin: „Der Schlesier kann ohne Reim den Sonntagsrod nicht anziehen.“ Die Bevölkerung von Oberrnig hat das schlichte und ergreifende Wort geprägt: „Oberrnig liegt zwischen Sorge und Kummernig.“ Ueber Brandenburg berichtet der Volksmund allerlei Voshafte. Bekannt ist: Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd sind alle drei nichts wert.“ Und „Knödeland nichts als Sand“. Stolz steht der Frieze da: Lieber tot als unfrei; „lebber duad als Slaaw“ heißt es in dem Gedichte von Liliencron; Gesang ist ihm unbelannt, er liebt nur das Recht und haßt die rohe Gewalt. Ein starkes Heimatsgefühl ist ihm eigen: „Ost-West, 't Huns best.“ Mit friesischer Treue kommt man so weit, wie mit holländischen Dulden, heißt es. Im Thüringer Lande haben die Jeneiser Mädchen einen besonderen Ruf: „Wem's Kirschluchen regnet und Bratwürste schneit, dann werden die Jeneiser Mädchen gescheit.“ Mit Bayern und der Eigenart seiner Bewohner hat sich die Volksmeinung gern und ausführlich beschäftigt. „Lieber bayrisch sterben, als östreichisch verderben,“ heißt ein Wort. Freilich ist der Bayer als grob und „ungebadet“ bekannt, aber jeder Franke gilt doch als ein Edelmann. Nürnberg wird für die Perle des Deutschen Reiches gehalten. Die Pfälzer dagegen werden tüchtig gehänselt. „An dem Pfälzer ist nichts als ein großes Maul“, behaupten die Bayern. Das bairische Bier muß natürlich herhalten. „Der Bayer duldet alles, selbst das Fegefeuer, wenn er dabei nur gutes Bier trinken kann.“ —

Litterarisches.

— Die sogenannte „Königinhofer Handschrift“, die angeblich von Wenzel Hanka im Jahre 1817 entdeckte Sammlung czechischer, dem dreizehnten Jahrhundert angehörender lyrischer und epischer Gedichte, auf der Paladz seine Geschichte des czechischen Volkes aufbaute, ist längst als Fälschung erkannt. Aber es fehlte bisher der positive Beweis, daß Hanka auch der Dichter der angeblich uralten, bis in die karolingischen Zeiten zurückzubasierenden Lieder sei. Nunmehr ist auch dieser Beweis für einen großen Teil der Gesänge erbracht; ein czechischer Philologe, J. Machal, ist es, der ihn im letzten Hefte der czechischen philologischen Blätter liefert. Machal hat die mit dem Namen und mit Randbemerkungen versehenen Handexemplare Hankas von zwei russischen Volkslieder-Sammlungen (Cullow 1770 bis 1774 und Mostauer Posennil 1810) zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen gemacht. Wie sich aus Eintragungen auf dem Dedel ergibt, hat Hanka die Mostauer Sammlung im Jahre 1818 von einem russischen Soldaten erworben. Er hat sich in den folgenden Jahren, also in der Zeit der „Entdeckung“, mit den genannten Sammlungen eingehend beschäftigt und in seinen im Jahre 1819 und früher veröffentlichten Gedichten viele Bearbeitungen und Nachklänge dieser russischen Lieder geliefert. Durch einen genauen Vergleich zeigt Machal ferner, daß die Iyrischen und episch-Iyrischen Lieder der Königinhofer Handschrift, mit einer einzigen Ausnahme mehr oder weniger wörtlich mit russischen Liedern der genannten zwei Sammlungen, die nachweislich vor dem Jahre 1817 in Hankas Besitz waren, übereinstimmen, und daß auch die meisten der bisher unaufgeklärten alteczechischen Ausdrücke der Handschrift diesen russischen Liederbüchern entnommen sind. Damit ist der schlagende Beweis erbracht, daß Hanka die Iyrischen und episch-Iyrischen Lieder der Handschrift selbst verfaßt hat. Daß er bei den epischen Gesängen Helfer gehabt hat, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht zu erweisen. Daß ihm auch hier der Hauptanteil gebührt, das bezeugen die vielen von Gebauer aufgedeckten sprachlichen Uebereinstimmungen zwischen diesen Gesängen und Hankas eigenen Dichtungen und Schriften. —

Erziehung und Unterricht.

c. Die Fortschritte des Bibliothekenwesens im Staate New-York werden durch die soeben im „Library Journal“ veröffentlichte Statistik für das Jahr 1898 gekennzeichnet. Die Staatsbibliotheken wurden 1898 um 373 000 Bände bereichert. Damit ist jetzt die Gesamtzahl auf 5 393 000 Bände gestiegen. Es lagen jetzt 828 Bücher auf 1000 Personen der Bevölkerung, während vor 6 Jahren 591 auf 1000 berechnet wurden. Außerdem giebt es 408 freie Bibliotheken mit 1 755 000 Büchern und einer Circulation von 6 440 000 Bänden. Die Circulation hat sich in 5 Jahren um 4 146 000 oder 180 Proz. vermehrt. Auf 1000 der Bevölkerung lagen jetzt 959 Bücher. Für 100 Bücher betrug im Jahre 1897 die Circulation 339, jetzt 368. Namentlich haben die Kinderbibliotheken ein Anwachsen zu verzeichnen. Auch das System der Wanderbibliotheken hat im letzten Jahr große Fortschritte gemacht. Der Staat ließ 540 Bibliotheken gegen 438 des Vorjahres. Die New-York Free Circulating Library sandte 39 000 Bände in kleinen Bibliotheken, die an Lehrer u. a. geliehen wurden. Die Buffalo Public Library versandte 40 Wanderbibliotheken an Klubs, Kolonien u. a.

sind 168 Schulbibliotheken. Die Staatsbibliotheken verliehen auch Bilder und Bücher für die Blinden. —

Geographisches.

— Der durch seine ozeanographischen Untersuchungen bekannte englische Kontradmiraal Wharton hatte vor längerer Zeit in der Wochenschrift „Nature“ Mitteilungen veröffentlicht über eine Insel der Tongagruppe, die Falkeninsel (Falcon Island), die sich infolge eines vulkanischen Ausbruches 1885 aus dem Meere erhoben und schon 1892 durch die abspülende Tätigkeit der Wogen sehr an Größe abgenommen hatte. Wie nun Wharton neuerdings mitteilt, hat Kapitän Field mit dem Schiffe „Penguin“ die Stelle im vorigen Jahre wieder besucht, aber nichts mehr von der Insel vorgefunden. Sie ist völlig verschwunden und hat nur eine Sandbank zurückgelassen. Wharton bemerkt, daß es sehr interessant sein würde, diese Sandbank künftig zu überwachen und zu beobachten, bis zu welcher Tiefe das Meer sie wegzuspülen vermag, wenn nicht ein neuer Ausbruch sie wieder zu einer Insel erhebt. Nach Whartons Bericht kann die See in diesem Teile des Ozeans eine solche Erhebung bis zu über 20 Faden (36 Meter) Tiefe wegrastieren. Von der 120 Kilometer nordnordöstlich von der Falkeninsel gelegenen Metis-Insel, die auch durch einen vulkanischen Ausbruch entstanden ist und zuerst 1872 gesehen wurde, ist auch nur noch eine Sandbank unter dem Wasser übrig geblieben. Sie wurde 1875 als ein 9 Meter hoher Felsen beschrieben; spätere Ausbrüche erhöhten sie noch bis zu 46 Metern. Die Thatsache aber, daß sie im Zeitraum von 24 Jahren vollständig verschwand, macht es wahrscheinlich, daß sie wie die Falkeninsel ganz aus Asche ohne einen festen Kern oder Lava bestand. —

Bergbau.

— Die Türkisgruben Persiens. Meshed in der persischen Provinz Chorasan ist der Hauptmarkt für Türlise. Diese werden 50 Kilometer nordwestlich von Nischapur im Gebirge in einem trachytischen Gestein gewonnen. Einem Berichte des dortigen britischen Vicekonsuls entnimmt der „Prometheus“ die folgende Beschreibung der Türkisgruben. Die Dörfer, in welchen die Türkisgräber wohnen, liegen etwas mehr als 1500 Meter über dem Meere und die Türkisgruben selbst oberhalb davon am Südhange eines etwa 300 Meter hohen Berges in einer Ausdehnung von 1 bis 2 Kilometer. Jetzt nach dem Zusammenbruch der wertvollsten Grube Abdur-Rezaigri liefert die Grube Meshed die Mehrzahl der in den Handel kommenden Steine. Sie liegt 1830 Meter hoch. Ihren Eingang bildet eine künstliche, 11 Meter weite Höhle, von deren Boden der rund 4/5 Meter weite Schacht hinabgeht. Das Fördergut wird aus dem 27 Meter tiefen Schachte primitiv emporgehoben. An der Schachtmündung stehen zwei Arbeiter mit den Rücken gegen die Höhlenwand und drehen mit den nackten Füßen ein altes Holzrad. Dadurch wird an einem Seile ein schafelbemer Saal mit etwa einer Meile Fördergut nach oben gezogen. Oben an der Schachtmündung wird der Saal von einem dritten Arbeiter abgehängt, ausgeschüttet und wieder angehakt. Die beiden ersten Arbeiter heben darauf die Füße vom Rade, und der Saal sinkt infolge der eigenen Schwere am Seile in einem Zuge 13 Meter nieder. Dort, in der Mitte des Schachtes, befinden sich drei weitere Arbeiter, die den Saal mit einem zweiten Rade auf die gleiche Weise bis zur Schachtsohle befördern und ihn gefüllt wieder zu ihrem Stande emporziehen, um ihn an das obere Seil überzuhängen. In der Höhle lauern sechs bis sieben Arbeiter an den Wänden und zerschlagen die herankommenden Gesteinsstücke mit Hämmern. Die gefundenen Türlise werden in rohem Zustande zusammengepackt und nach Meshed gebracht. Die Steine der Gruben besitzen zwar gute Form, doch behalten sie ihre Farbe nicht immer. Manche anfangs sehr schönen Steine verblasen bald, werden grünlich, und es zeigen sich weiße Flecke, die zuerst mikroskopisch klein, rasch größer werden und sich zuletzt über den ganzen Stein ausdehnen. Verblaste Türlise können vorübergehend aufgestrichelt werden. Um sich deshalb gegen Betrug zu schützen, kauft man in Meshed die Türlise erst auf Probe. —

Technisches.

— Durchsichtige Spiegel. Metall, in dickeren Schichten selbst für Röntgenstrahlen undurchdringlich, läßt in sehr dünnen Blättern gewöhnliche Lichtstrahlen durchschimmern. Durch echtes Blattgold, zwischen zwei Glasplatten möglichst glatt ausgestrichen, schimmert das Tageslicht grünlich durch, und durch ganz feine Goldhäutchen kann man gegen einen hellen Hintergrund sogar die Umrisse von Gegenständen, z. B. eines nahen Hauses, des Fensterekreuzes usw. sich mehr oder weniger deutlich abheben sehen. Silber, aus Höllestein-Lösung in feinsten Schicht auf Glas niedergeschlagen, wie es bei der Spiegelherstellung gemacht wird, läßt Licht in braungrauer oder hellgrauer Tönung durchtreten. Eine derartige Glasplatte ist nicht bloß durchscheinend, sie wird bereits durchsichtig; wenn man sie, namentlich mit der Belagseite, nahe ans Auge hält, kann man schon mehr oder weniger deutlich, je nach der Lichtstärke, durch sie hindurchsehen. Sieht man dagegen in sie hinein, so wirkt die Silberdecke alle Lichtstrahlen zurück und wirkt spiegelnd. Glasplatten mit Silberbelag lassen Licht jedoch noch nicht mit so wünschenswerter Deutlichkeit hindurch, daß man ungehindert hindurchsehen konnte; darum hat Rost es mit

einem Platinniederschlag versucht. Und diese Platinspiegel haben, wie die „Täg. Rundsch.“ mitteilt, alle Eigenschaften eines „Spiegel-Fenster“. Sieht man von vorn in sie hinein, wirken sie als der beste Spiegel; steht man dicht hinter ihnen, so kann man glatt durch sie hindurchsehen. Daß derartige „Fenster-Spiegel“ unter Umständen große Vorteile haben können, läßt sich an Beispielen klar machen. Setzt man solche Spiegel statt Glascheiben in Türen ein, die einen helleren von einem dunkleren Raum trennen, so kann niemand in den dunklen Raum hineinschauen, weil die Platinspiegelcheibe dann eben als Spiegel wirkt, während jemand aus dem dunkleren Raum ohne dieses Hindernis wie durch Glas in den hellen Raum hineinschauen und alle Vorgänge darin beobachten kann, ohne daß er selbst gesehen wird. Daß solche Spiegel Fenster als Wandverkleidung oder Thürfüllung für manche Verhältnisse besonders wertvoll sein können, liegt auf der Hand. Man denke z. B. an den Wert solcher Einrichtung in Irrenanstalten, wo der Arzt ungehindert seine Kranken beobachten will. Auch für manche wissenschaftliche und technische Zwecke wäre die Verwendung solcher durchsichtigen Spiegel möglich. —

Humoristisches.

— Zum größten Teil Tourist: „Sind Sie von hier?“
 Einheimischer: „Zum größten Teil.“
 Tourist: „Ich meine, ob Sie hier geboren sind?“
 Einheimischer: „Nei, geboren nit, aber sonst bin i meistens von hier.“
 Tourist: „Da sind Sie wohl schon als Kind hergekommen?“
 Einheimischer: „Nei, au nit; i bin erjät vor sechs Jahr hergekommen, da war i aber so leicht wie e Federle, un nu wieg i alleweil so 280 bis 290 Pfund, — un des isch beinahe alles von hier.“ —
 — Das „Kassische“ Karlchen. „Karlchen, Du hast ein Brüderchen bekommen, soeben war der Storch da.“
 „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ —
 („Jugend.“)

Notizen.

— Das Maiheft von Roseggers „Heimgarten“ wurde in Graz wegen einer nach dem Evangelium verfaßten Studie: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“, konfisciert.
 — Siegfried Wagner ist nach einer Meldung des „Wiener Extrablattes“ mit der Komposition einer neuen Oper beschäftigt, deren Handlung der Novelle Konrad Ferdinand Meyers „Die Richter“ entnommen ist.
 — Ludwig v. Hofmanns Plakat für die Berliner Seceussions-Anstellung wurde von der Eisenbahnverwaltung ob seiner „Radtheit“ auf den Bahnhöfen verboten. Ein junges Weib mit „unbekleidetem“ Oberkörper ist auf dem gefährlichen Blatt dargestellt.
 — Die Bildhauer-Vereinigung des „Vereins Berliner Künstler“ hat nach einer Meldung des „B. L.“ eine eigene geschäftliche Centralstelle begründet. — Man will den „Denkmalfabriken“ zu Leibe.
 — Für das Victor Emanuel-Denkmal in Rom, das vor zwölf Jahren in Angriff genommen wurde, waren die Baukosten auf etwa 24 Millionen Lire veranschlagt. Von diesen gingen allein schon 5 Millionen für die Wettbewerbe, Entwürfe, Modelle usw. sowie für das Reiterstandbild auf, weitere 5 Millionen haben die bereits ausgeführten Bauarbeiten beansprucht. Zur Vollendung, für die der Architekt Graf Sacconi noch acht Jahre Bauzeit verlangt, und die das Anliefern und Verlegen von rund 10 000 Kubikmetern Haussteinquadern erfordert, sind also noch 12 Millionen Lire nötig. Ein malerisches und von Künstlerern oft dargestelltes Stück Alt-Rom fällt dem Denkmal zum Opfer. — Die „Frankf. Ztg.“ zieht zum Vergleich folgendes Citat aus der amtlichen Statistik heran: In Italien bekommt in 1700 von 8258 Gemeinden die Bevölkerung niemals Brot zu essen; sie nährt sich nur mit vielfach gesundheitschädlicher Polenta (Maismehlbrei). Ferner: in 18 Proz. der Gemeinden Italiens fehlt es absolut an Wasser und in 23 Proz. hat man nur schlechtes, ungesundes Wasser — von allbekanntem sonstigen Erscheinungen des schlimmsten Pauperismus ganz zu schweigen.
 — In Liverpool wurde eine mit dem Royal Southern Hospital verbundene Klinik für Tropenkrankheiten nebst bakteriologischen Laboratorium und Unterrichtskursen eröffnet. Eine ähnliche Anstalt soll demnächst in London eröffnet werden.
 — Die Marlboroughsche Gemmen- und Namen-Sammlung wird nächsten Juni wieder zum Verlaufe gebracht. Im Jahre 1875 war sie, wie die „Times“ berichten, zum letztenmal ausbezogen und um 700 000 M. en bloc verkauft worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 30. April.